

Über die frühmittelalterliche Baukunst in Schleswig-Holstein.

Vortrag, gehalten auf der 33. Jahresversammlung des Hansischen
Geschichtsvereins in der Aula der Universität Kiel am 24. Mai 1904

von

Prof. Dr. ADELBERT MATTHAEI¹⁾

(jetzt Danzig, früher Kiel).

Schleswig-Holstein galt und gilt noch für ein Land, das kunstgeschichtlich nicht bedeutsam ist, das allenfalls im Schlepptau anderer etwas geleistet hat, das aber nicht als eine Stelle anzusehen ist, aus der die Forschung wesentliche Aufschlüsse gewinnen könnte. Ich habe zwar selbst nachgewiesen, daß die ältere Holzplastik des Landes bis ins 16. Jahrhundert hinein mehr Beachtung verdient, als ihr bisher geschenkt wurde, und ich hoffe, daß auch andere mit mir in dem Meister des Neukirchener Altars einen Künstler erkennen werden, der unter denen genannt zu werden verdient, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Natur künstlerisch eroberten. Aber ich bin von vornherein nicht darüber im Zweifel gewesen, daß der Wert der Arbeit mehr in der Bereicherung des Materials, das schon des Vergleichs halber wichtig ist, liegt als etwa in der Aufdeckung bisher unbekannter treibender Kräfte. Die Anregung zu schöpferischen Taten muß man auf dem Gebiete der bildenden Künste in anderen Stämmen suchen. Unter dem Prisma der Kunstforschung gesehen, war

¹⁾ Die Schriftleitung freut sich besonders, dem Verein diesen Abschiedsgruß seines verehrten Mitgliedes bringen zu dürfen. Sie kann es nicht, ohne ihr herzlich Bedauern über sein Scheiden auszusprechen und der Überzeugung Ausdruck zu geben, daß sein anregendes Wirken und das starke Interesse, das Herr Geheimrat Matthaei gerade der kirchlichen Kunst entgegenbrachte, in unserer Mitte unvergessen bleiben wird.

Schleswig-Holstein bisher im Vergleich zu Schwaben, Franken, Westfalen oder gar den Rheinlanden ein ziemlich indifferenter Fleck. Es bedarf aber nur einer kleinen Wendung des Prismas, und der Fleck erscheint auf einmal in lebhafteren, interessanteren Farben, die zu einer Analyse herausfordern.

Eine solche Wendung scheint mir nunmehr eingetreten zu sein, und ich möchte Ihnen zeigen, daß es einige Probleme gibt, an deren Lösung auch Schleswig-Holstein beteiligt ist, und für welche die Mitarbeit derjenigen Historiker erwünscht und notwendig ist, in deren Studium die Anwohner des baltischen Meeres eine besondere Rolle spielen. —

Ich fasse die frühmittelalterliche Baukunst ins Auge, d. h. die romanische Baukunst mit ihren Vorstufen. Wie steht es mit der Erforschung dieses Baustiles, mit unserer Erkenntnis seines Werdens? —

Als die Forschung nach langen Jahren der Verständnislosigkeit für unsere eigene Kultur im Beginne des 19. Jahrhunderts einsetzte und sich um die deutsche Baukunst des Mittelalters kümmerte, da ist die romanische Epoche zu kurz gekommen. Die Forschung drängte rasch weiter zu den weit zahlreicheren, dem oberflächlichen Blick imponierenderen und seit Goethes und Boisserées Tagen für eigentlich deutsch angesehenen gotischen Bauten. Daß die romanische Baukunst in konstruktiver Hinsicht eine Vorstufe der Gotik war, erkannte man sofort, und auch über die Herkunft und Entstehung dieser Bauten glaubte man schnell im Klaren zu sein. Die Ähnlichkeit der Grundrisse von Gernrode und Hildesheim bis Speyer und Worms mit den antikchristlichen Basiliken, der Palastkapelle Karls des Großen in Aachen mit S. Vitale in Ravenna schien so einleuchtend, und auch die Zwischenstufen, wie der Bauriß von St. Gallen und das später gefundene Steinbach waren so deutlich, daß man nicht einen Augenblick glaubte daran zweifeln zu dürfen, daß diese sogenannte romanische Baukunst nichts weiter sei, als in allem Wesentlichen die Weiterentwicklung der vom Süden, von Rom und Byzanz her, übernommenen Typen; der Ausdruck germanischen Empfindens in der antiken Überlieferung. — Man verkannte nicht, daß in diesen romanischen Bauten sich ein gänzlich anderer Raumsinn äußerte, daß an die Stelle der vorherrschenden Längsperspektive

die Gebundenheit und eine Harmonie der Verhältnisse getreten sei, daß die Germanen die *confessio* zur Krypta erweitert, die zweite Apsis und die Türme als organische Bauglieder hinzugefügt und eigentümlich über das Gebäude verteilt hatten und daß auch die Formengebung eine andere geworden sei. Aber alle diese Veränderungen hatten sich doch nur abgespielt an dem festen Gerüst, das von der Antike überliefert war. Das Neue wurde nicht einmal immer als kraftvolle Regung germanischer Eigenart in der Überlieferung anerkannt, sondern zum Teil, wie bei der Gestaltung des neuen, nicht antiken Würfelkapitells, als Folge der Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit hingestellt. — Wohl gab es einzelne Bedenken. RAHN und andere erkannten schon, daß die Ähnlichkeit zwischen der Pfalzkapelle und S. Vitale doch eine mehr äußerliche sei, und daß die Konstruktionsweise in Aachen nichts mit Ravenna zu tun haben könne. Die sonderbaren Ornamentbildungen, der merkwürdige plastische Schmuck, wie er uns z. B. an der Kirche zu Großen Linden in Hessen, in Quedlinburg und in der Krypta zu Freising entgegentritt, wollten sich nicht recht fügen in jene Entwicklungstheorie. Man suchte die Quelle dieser eigenartigen Bildungen bei den Langobarden. Immer blieb der Blick nach dem Süden gerichtet; nie wandte er sich nach dem germanischen Norden.

Daß man diesen Fragen nicht gründlich nachgegangen ist, lag, wie ich glaube, zum Teil daran, daß im Beginn der Forschung Franzosen (Gerville, Ceumont) die Führung hatten, zum Teil daran, daß die Gotik wichtigere Leistungen zu bieten und interessantere Fragen zu stellen schien. Die Frage, wo sie herkam und wie sie geworden ist, hat in dem abgelaufenen Jahrhundert jahrzehntelang die Forscher in Atem gehalten, und man hat darüber die frühmittelalterliche und romanische Epoche in den Hintergrund treten lassen. Die unerfreulichen Restaurationen des Speyerer Doms und der Wartburg, die man schon in den fünfziger Jahren wagen zu dürfen glaubte, sind Symptome dieser Voreiligkeit, mit der man sich von der frühmittelalterlichen und romanischen Epoche abgewandt hat. —

In den letzten Jahren aber hat sich das geändert; — und das ist die Wendung des Prismas, von der ich sprach. Ich glaube, daß sich heute niemand mehr der Überzeugung verschließen darf,

daß unsere ganze Forschung im 19. Jahrhundert zu stark vom Süden, von Rom und der Antike hypnotisiert worden ist, daß der nordischen, germanischen Altertumskunde in Deutschland nicht das gebührende Interesse gewidmet worden ist, mindestens nicht das gleiche wie den Beziehungen Deutschlands zum Süden. Es ist notwendig, um zu einem vollen Verständnis der mittelalterlichen Baukunst in Deutschland zu kommen, gründlicher, als es bisher geschehen ist, die Frage zu prüfen, wieviel Eigenes die Germanen zur Schöpfung des mittelalterlichen Sakralbaues mitgebracht haben; und die Frage nach der deutschen Eigenart wird am besten beantwortet werden durch das Studium der nordgermanischen Völker, welche anerkanntermaßen zäher und länger an ihrer Eigenart festgehalten haben.

Sind wir aber erst einmal zu dieser Erkenntnis gelangt, so ist klar, daß diese Lande hier, welche die Brücke zwischen Nord- und Südgermanen bilden, an Interesse gewinnen müssen.

Nun hat vor sieben Jahren ein Architekt, auf dem Gebiete der Wissenschaften ein self made man, FRIEDRICH SEESSELBERG, der jetzt Dozent an der Technischen Hochschule in Charlottenburg ist, ein Werk herausgegeben, das diese nordgermanischen Einflüsse auf die deutsche Baukunst ins Auge faßt. In diesem mit ausgezeichneten Aufnahmen geschmückten Werke: Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker unter besonderer Berücksichtigung der skandinavischen Baukunst in ethnologisch - anthropologischer Begründung (Berlin 1897) stellt Seeßelberg die bisherige Auffassung von frühmittelalterlicher und romanischer Baukunst geradezu auf den Kopf. Während wir bisher der Ansicht waren, daß der vom Süden übernommene basilikale und zentrale Bautypus der Grundstock sei, an dem die Germanen weiter operiert hätten, stellt Seeßelberg die Behauptung auf, daß dieser Romanismus, dieser südliche Einfluß, in Deutschland und Skandinavien schon so gefestigte Verhältnisse urwüchsiger nationaler Kunst in den heidnischen Tempel- und Burgbauten vorfand, daß er seinen ändernden Einfluß auf Förmlichkeiten, Oberflächlichkeiten und Unwesentlichkeiten habe beschränken müssen. Die Entwicklung der baulichen Grundform gehe ungehindert auf nationaler Grundlinie weiter. —

Es ist hier nicht der Platz, in eine Kritik dieses Werkes einzutreten. Ich habe dasselbe im Repertorium der Kunstwissenschaft (Bd. XXV, H. 3 von 1902) ausführlich besprochen und dargelegt, daß Seeßelberg seine Behauptungen nicht bewiesen habe, daß seine Forschungsmethode, welche sich unter Verachtung des historischen Materials an »die Motivenzusammenhänge« hält, die schwersten Bedenken erzeuge, und es ist nicht zu rechtfertigen, daß schon so manches davon ungeprüft in die Handbücher und Kompendien übergegangen ist. Aber das hindert mich nicht, anzuerkennen, daß hier Anregungen gebracht werden, die sorgfältigster Erwägung wert sind. Darin weiß ich mich einig mit F. X. KRAUS, der noch kurz vor seinem Tode im Repertorium (Bd. XXI von 1898) schrieb, daß die Publikation Seeßelbergs die größte Beachtung verdiene, und daß man über dieselbe, ohne ein Unrecht zu tun, erst nach eingehendem Studium urteilen können.

Unter diesen Anregungen sind es nun besonders zwei, die ich für wertvoll halte, und auf die ich hier eingehen möchte, weil die frühmittelalterlichen Bauten Schleswig-Holsteins dafür in Betracht kommen.

Seeßelbergs Theorie ist in großen Zügen die folgende: Norwegische, romanische Kirchen aus dem 12. Jahrhundert, wie z. B. die zu Borgund, Hitterdal, Urnes oder die zu Gol (ca. 1150 bis 1160) und Aal (jetzt in Trondhjem) führt Seeßelberg auf den heidnischen Tempelbau und von diesem auf den altgermanischen Wohnhausbau zurück. Dieser besteht bei den Nordgermanen nach den Grabanlagen und sonstigen Quellen aus zwei Räumen, einem Vorraum und einem Hauptraum mit dem Herd, welche durch eine Reiswerkwand, die eine Tür hat, geschieden sind. Aus diesem Bauernhaus ist der germanische heidnische Tempel hervorgegangen. Die vorhandenen Grundrisse nordischer Tempel auf Island in Tyrli, Lundi, Ljorskogum, die Veröffentlichungen des Orbok hins islenszka Fornleifafelgas (Jahrb. isländ. Altertümer) und die Beschreibungen der Edda beweisen die gleiche Teilung in zwei Räume. In dem größeren fand das Opfermahl statt; in dem kleineren, zu dem wohl nur Priester Zutritt hatten, befanden sich der Altar und die Holzbilder von Wodan, Freya und Thor; nur daß der Altarraum nicht durch eine Tür vom Laienraum zugänglich war. Diese

Grundrißform wurde nun, als man zum Christentum übertrat, beibehalten. Der Altarraum wurde kleiner, weil man ja jetzt die Holzbilder herauschaffte, und in die Wand zwischen Altar- und Gemeinderaum wurde eine Tür gelegt. So erklärt sich die kleine Apsisöffnung, auch in den nordischen Steinkirchen. Die im Blocksystem erbauten Holzkirchen erhielten nun zum Schutze der auf der Erde aufliegenden Schwellen der Außenwand des Hauptraumes, wie im norwegischen Bauernhaus, einen niedrigeren Umgang aus Reiserwerk, den sogenannten Skot- oder Svalegang. »In diesem Schwellenschutz ist das ganze Geheimnis altnordischen Bauhandwerkes enthüllt.« Bei stärkerem Zudrang wurden die inneren Bohlen herausgenommen und nur die dachstützenden Pfosten stehen gelassen. So entstanden Seitenschiffe, die, wie bei der Basilika durch säulenartige Stützen und Arkadenbögen vom Hauptschiff getrennt waren. So sei das nordische dreischiffige Kirchengebäude nicht aus dem südlichen Basilikaltypus hervorgegangen, sondern vielmehr diesem nur assimiliert.

Ich gehe auf diesen ganzen Konstruktionsdarwinismus und auf die Zweifelhaftigkeit der Argumente nicht ein. Aber eins befindet sich darunter, das merkwürdig ist, das ist die kleine türartige Apsisöffnung. Sie findet sich nicht bloß in den Holzkirchen, sondern sie ist auch geradezu typisch für den Norden, kommt aber, soviel mir bekannt ist, in dem südlichen Deutschland als typische Erscheinung nicht vor. Sie ist nicht erklärt. Daß der Lettner dazu nicht das Motiv abgeben kann, ist klar; denn der Lettner kommt später. Für sie bietet die Ableitung aus der antikechristlichen Basilika keinen Anhalt. Sie ist also jedenfalls als eine nordgermanische Eigentümlichkeit anzusehen. Und diese Form muß auch in den ältesten Kirchen der nördlichen Teile dieses Landes als die typische angesehen werden.

Zum Beweise dafür verweise ich auf die Feldsteinkirchen zu Olderup im Friesischen, nordöstlich von Husum, in Hjerting im Törninglehn zwischen Ripen und Hadersleben, in Erfde in der Landschaft Stapelholm, in Nübel in Südangeln und auf Alsen.

Ich verzichte darauf, alle die Orte hier aufzuzählen, an denen uns diese Erscheinung sonst noch entgegentritt: in der Haders-

lebener und Flensburger Gegend, in Nord- und Südangeln, in Stapelholm, Friesland und Norderdithmarschen; denn der Aufzählung müßten Untersuchungen über den ursprünglichen Zustand und nachträgliche Erweiterungen beigelegt werden, was hier ausgeschlossen ist.

Genug, die genannten Kirchen dieses Typus gehören zu den ältesten und liegen sämtlich in den nördlichen, friesischen und schleswigschen Landen nördlich der Eider. Für die Bestimmung des Alters dieser Kirchen ist die Frage nach der Einführung des Christentums von Bedeutung.

Wie ist das Christentum hierhergekommen? Wir müssen unterscheiden zwischen Schleswig und Holstein-Wagrien. Hier hat das Christentum vom Süden und Westen her Fuß gefaßt, und zwar erst im 12. Jahrhundert, in den Tagen Vizelins, nachdem die Anpflanzungen aus älterer Zeit 988 und 1066 wieder zerstört worden waren. Im Norden sind die christlichen Gründungen Ansgars (Ripen, Schleswig) auch schon 845 mit der Zerstörung Hamburgs ernstlich bedroht und besonders durch den Dänenkönig Gorm in Heinrichs I. Tagen, wie es heißt, »bis auf den Rest« zerstört worden. Aber schon im Beginn des 11. Jahrhunderts unter Knud dem Großen, der zugleich König von England war, faßte das Christentum hier dauernd Fuß. Die Dänen selbst haben das Christentum definitiv erst von den Engländern angenommen. »Damals,« sagt WAITZ¹⁾, »war der angelsächsische Einfluß in diesen (schleswigschen) Ländern fast stärker als der deutsche. Vom angelsächsischen Reich hielten Sitte und Lebensweise der christlichen abendländischen Völker und die weiteren Einrichtungen der Kirche selbst ihren Einzug in den Norden. Der Verkehr mit der Insel wurde zum Teil auch von der Westseite des jetzigen Schleswig aus geführt. Es kamen Baumeister auf dem Seewege ins Land, um bereits steinerne Kirchen an die Stelle der hölzernen zu setzen.« — Es muß aber in diesem Zusammenhang sehr beachtet werden, daß Beda von der Einführung des Christentums bei den Angelsachsen selbst erzählt, daß sie sich unter größter Schonung der heidnischen Gebräuche voll-

¹⁾ Schleswig-Holsteins Geschichte, 1. Bd., S. 30.

zogen habe, und ausdrücklich die Vorschrift berichtet, I, 30: »Die Götzentempel in diesem Lande sollen keineswegs zerstört werden; nur die Götzenbilder sind zu vertilgen, die heiligen Gebäude mit Weihwasser zu besprengen und Altäre in denselben zu errichten.« Das Christentum ist also in diesen friesisch-schleswigschen Landen wesentlich von Nordgermanen eingeführt worden, und der Grundriß der kleinen Feldsteinkirchen mit der engen Apsisöffnung deckt sich genau mit dem der kleinen skandinavischen Landkirchen, wie z. B. Alstarhoug in Nordland.

Die von mir genannten Kirchen können also sehr wohl auf diese Zeit um 1000 zurückgehen. Es gälte nun, ihr Alter zu untersuchen. Sie sind sämtlich aus rohen, unbehauenen Findlingsblöcken aufgeführt, also aus dem Material, in dem wir uns die ältesten Steinbauten zu denken haben. Sie kommen in den ältesten vorhandenen Verzeichnissen bei LAPPENBERG vor und befinden sich zum Teil an Stellen, die als heidnische Kultstätten gelten, und der Volksmund bringt einige davon direkt mit Ansgar zusammen. Die wenigen Forscher, die sich gelegentlich mit diesen unscheinbaren Bauten beschäftigt haben, wie HELMS, erklärten Bauten wie Olderup und Hjerting für die ältesten oder für »uralt«. — Einen kleinen Anhalt bieten auch die Taufsteine, die in einzelnen Kirchen erhalten sind und die die ältesten Formen aufweisen, die wir kennen. — Aber meine Forschung ist noch nicht weit genug vorgeschritten, daß ich Bestimmteres geben könnte. —

Noch interessanter werden diese Lande, wenn wir die merkwürdigen Rundbauten ins Auge fassen, die sich hier noch finden oder nachweisen lassen.

Lassen Sie mich auch hier wieder die Seeßelbergsche Theorie in aller Kürze vorausschieken: Zentralbauten, wie die Palastkapelle in Aachen und die Doppelkapelle in Drüggelte, machten schon längst Schwierigkeiten, weil sich ihre Konstruktionsweise und Wölbetechnik nicht unmittelbar auf den Süden zurückführen ließ. Und man wird zugeben müssen, daß das grundlegende Werk von DEHIO und v. BEZOLD, dem wir so viel verdanken, Zentralbauten, wie denen auf dem Georgenberge bei Goslar, dem Harlungener Berg bei Brandenburg und Kallundborg auf Seeland, geradezu hilflos gegenübersteht. »Durchaus ungebräuch-

lich,« lautet die Charakteristik, und zur Erklärung wird einfach »byzantinischer Einfluß« vermutet. Die Rundbauten in Skandinavien werden mit einem Satz abgetan, der lautet: »Sie sind sämtlich von untergeordneter Bedeutung.« — Daß hier eine Lücke klafft, fühlt man unmittelbar.

Seeßelberg geht nun kühn so vor:

Die Südgermanen und Südskandinavier gingen früher zum Ackerbau über, wurden früher wohlhabend und mußten sich schützen gegen die nordischen Stämme, die Wikinger. Sie legten also überall Ringwälle an. (In Deutschland sind sie verschwunden, im Norden aber auf Oeland, in Ismanstorp etc. erhalten.) Als nun der Mörtel kam, wurden die Mauern höher, der Durchmesser kleiner, und das Ganze eingewölbt in einer eigentümlichen wulstartigen Wölbetechnik. Die Gewölbe ruhen auf einem Zentralpfeiler oder einer Trommel. Zum Beweise werden die Bauten auf Bornholm angeführt: Nyrlars und Oesterlars. Als man zum Christentum übertrat, wurde dieser Bautypus übernommen, die Trommel in Pfeiler oder Säulen aufgelöst, und so sei selbst ein Bau wie St. Michael in Fulda der heiligen Grabkirche in Jerusalem nur »alliteriert« oder assimiliert. Aus diesen Rundkirchen geht auch die Doppelkapelle hervor. Das unterste Stockwerk war eingewölbt, die oberen dienten als Vorrats- und Waffenkammern. In der Mitte des Gewölbes war eine Öffnung, durch welche das Material nach oben gewunden wurde (Bjernede auf Seeland). Von oben konnte man am Gottesdienst teilnehmen. Bei Zudrang wurde die Öffnung größer; so entstanden die emporenartigen Galerien, und die Doppelkirche ist fertig.

»Die noch heute in Jütland, Südschweden und auf Bornholm vorhandenen Rundkirchen repräsentieren also einen sehr alten, autonom-germanischen Bautypus, der in prähistorisch-germanischen Burgbauten wurzelt. Auch die in Deutschland vorhandenen Bauten (Karlskapelle in Nymwegen, Aachen, Ottmarsheim, Fulda) gehen auf diesen Typus zurück, nur hat hier eine Alliteration stattgefunden an die heilige Grabkirche in Jerusalem und an die italischen Bauten.«

Wiederum muß ich mich darauf beschränken, auf das Repertorium zu verweisen, wo ich das Anfechtbare dieser Beweisführung dargelegt habe.

Aber auffallen muß der Umstand, daß diese Zentralbauten hier im Norden so zahlreich und in so gleichmäßigem Charakter auftreten in einer Zeit (um das 12. Jahrhundert), in der im Süden die ganze Entwicklung weiter drängt zu Langhausbauten, die zur Gotik führen, und daß diese Bauten sämtlich in Ländern liegen, die ihre heidnisch-germanische Art notorisch länger bewahrt haben, oder in solchen, in welche das Christentum von Norden her eingeführt ist.

Es ist daher sehr wohl möglich, daß diese Zentralbauten des Nordens von Storehedinge, Thorsager bis Bjernede, Oesterlars und Nyrlars im Zusammenhange stehen mit einer eigenen nordgermanischen Baugewohnheit und sich erst allmählich dem christlichen südlichen Typus assimiliert haben. —

Den Schluß auf den Süden mache ich nicht mit. Dazu müßte erst nachgewiesen werden, daß auch in Franken, Sachsen usw. der altgermanische Rundbautypus existiert habe. Der Nachweis ist nicht erbracht.

Unter dieser Beleuchtung gewinnen nun einige Bauten in Schleswig-Holstein an Interesse. Das ist in erster Linie die St. Michaeliskirche in Schleswig und die St. Jürgenkirche in Schlamersdorf, halbwegs zwischen Segeberg und dem Plöner See. Beide sind leider 1870 untergegangen.

Auch HAUPT kann nicht umhin, in diesen Bauten Festungsbauten zu erkennen, deren unterer Teil eine Kirche enthielt, während der obere Teil Waffen- und Verteidigungsraum gewesen ist.

Den Schleswiger Bau setzt Haupt in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts. An dem Vorkommen von rheinischem Tuff in den oberen Teilen der Apsis und der Trommel sieht auch er eine Handhabe für die Annahme, daß es sich um die spätere Umwandlung eines alten Verteidigungsbaus zur Kirche handelt.

Und für Schlamersdorf, das ganz aus unbehauenen Feldsteinen errichtet ist und fast genau dem Bau in Bjernede gleicht, wußte er sich schon 1884, als er über die Vizelinskirchen schrieb, in dieser holsteinisch-wagrigen Gegend keine andere Erklärung, als daß der Bau wohl von den Dänen aufgeführt sei in der Zeit,

als Knud Laward einige Jahre vor seinem Tode (1131) in der Segeberger Gegend Fuß faßte.

Jedenfalls ist die Beziehung zu dem Seeländer und Bornholmer Typus zweifellos. Das Alter steht aber keineswegs fest. v. WARNSTEDT und andere haben den Bau auf Karls des Großen Tage zurückführen wollen; und es muß in diesem Zusammenhange doch sehr beachtet werden, daß HEINRICH RANZAU, der im 16. Jahrhundert schrieb und der auf seinen Reisen südliche Zentralbauten sehr wohl kennen gelernt hatte, von Sankt Michael in Schleswig sagt, es sei *forma rotunda uti plerisque in locis antiqua infidelium delubra cernuntur* (wie man an den meisten Stellen die alten Heiligtümer der Heiden sieht). Und auch den Zeitgenossen erschien dieser Bau als *propugnaculum* oder als *vetus delubrum, nunc Michaeli dedicatum — olim templum Martis* (Donars).

Es ist also mindestens die Untersuchung nicht von der Hand zu weisen, ob diese Bauten nicht mit heidnischen, altgermanischen Typen im Zusammenhange stehen. —

Hinzu kommt eine Anzahl weiterer Rundbauten in diesen Landen. Es sind das Rundtürme aus Findlingsstein, die entweder isoliert oder im Zusammenhang mit kleinen Kirchen stehen, die aber nicht gleichzeitig mit diesen Kirchen entstanden sind (wie die Vizelinskirche in Wagrien), die nur einen Zugang vom Kirchengebäude her haben und zum Teil wie Weddingstedt unten einen gewölbten Raum hatten.

Es sind das vornehmlich die Rundtürme, die vorhanden oder nachweisbar sind: in Delve a. d. Eider, Weddingstedt, Albersdorf, Wesselburen (sämtlich in den nördlichen Teilen von Dithmarschen), ferner Süderstapel a. d. Eider in Stapelholm, festungsartig Delve gegenüber gelegen, das alte Campen bei Rendsburg a. d. Eider, Cosel in Schwansen an der Südseite der Schlei und Översee an der Treene.

Also auch diese Bauten liegen sämtlich in den nördlichen bzw. schleswigschen Landesteilen, und sie zeigen einen Typus wie das nordische Hammarlunda.

Haupt hält diese Türme für Packhäuser oder Magazintürme. Wenn er und Oberst BLOM die Wehrhaftigkeit dieser Türme bestreiten, so hängt das damit zusammen, daß sie a priori eine viel

spätere Art der Verteidigungstechnik ins Auge fassen. Das Alter dieser Türme muß aber ganz unbefangen untersucht werden, und es darf nicht von vornherein als ausgeschlossen gelten, daß es sich um uralte Reste handelt. Wenn z. B. der Turm zu Delve 1563 »als das Grauen der Vorzeit erregend« abgerissen wurde, so hat es sich schwerlich um einen Turm gehandelt, der erst am Ende des Mittelalters errichtet wurde. —

Ausgeschlossen aber ist es, daß ich an dieser Stelle bei knapp bemessener Zeit und ohne Anschauungsmaterial auf den Kleinkram der Forschung eingehe, die mich bei den einzelnen kleinen, zum Teil nur noch in geringen Fundamentresten vorhandenen Feldsteinbauten zu der Vermutung geführt hat, daß es sich hier um Anlagen handelt, die älter sind als die jetzt vorhandenen Kirchen. Ich kann nur das Problem zeigen, nicht lösen, und feststellen, daß diese Rundtürme und Zentralbauten bisher eine ausreichende Erklärung nicht gefunden haben, daß sie in Gegenden liegen, in denen das Christentum nicht vom Süden, sondern vom Norden her dauernd Fuß gefaßt hat, daß es daher sehr wohl möglich ist, daß wir hier die Reste einer bei den Nordgermanen üblichen Bautradition vor uns haben.

Die Einrichtungen der römischen Kirche spielen ja hier im Norden eine ganz andere Rolle als im Süden und Westen. Nicht mit Unrecht sagt SCHÄFER in der Geschichte Dänemarks (S. 138), daß die katholische Zeit sich nur wie eine Episode zwischen der Zeit des altgermanischen Götterglaubens und dem lutherischen Christentum ausnehme. Als das Christentum hier wirklich Fuß faßte, hatte es in Deutschland schon eine lange Entwicklung hinter sich. Die romanische Baukunst hatte dort ihre Blüte erreicht, und je mehr sie sich entwickelt hatte, desto weniger hören wir in Deutschland von Zentralbauten, die in Karls des Großen Tagen noch häufig waren. Das ganze Interesse konzentrierte sich auf den Longitudinalbau. Und gerade in dieser Zeit treten hier im Norden Zentralbauten auf, die, wie bei Schlamersdorf und St. Michael in Schleswig erwiesen ist, im engsten Zusammenhange stehen mit Zentralbauten auf Seeland, Bornholm und sonst in Skandinavien. Da ist es in der Tat berechtigt, die Erklärung dieses Bautypus nicht im Süden, sondern im Norden zu suchen. —

Die Erforschung und sorgfältige Aufnahme dieser kleinen unansehnlichen Kirchen mit den Resten der Steinplastik und Ornamentik, die uns hier und da noch an Taufstein, Tympanon und Bogenfüllung entgegentritt, muß ernstlich in die Hand genommen werden, und sie verspricht allgemein interessante Resultate. Ich möchte es bei dieser Gelegenheit einmal öffentlich aussprechen, daß die Provinzialverwaltung von Schleswig-Holstein nicht umhin können wird, über kurz oder lang eine Neubearbeitung der Bau- und Kunstdenkmäler dieser Provinz zu veranlassen. Es liegt mir sehr fern, dem HAUPTschen Inventarwerk von 1887/89, das zu den ersten seiner Art gehörte, seine Verdienste absprechen zu wollen. Aber daran ist kein Zweifel, daß die Provinz heute damit hinter den übrigen deutschen Landen zurücksteht. Eine Neubearbeitung unter Benutzung der heute zur Verfügung stehenden technischen Hilfsmittel und unter Zugrundelegung der fortgeschrittenen Forschung über die germanische Kultur würde den Beweis liefern, wie wichtig die Altertümer dieses Landes sind, das die Brücke zwischen Nord- und Südgermanen bildet.
